

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 257.

Donnerstag, 2. November.

1916.

(18. Fortsetzung.)

Wenn die Blätter fallen.

Roman von Hans von Velgard.

(Nachdruck verboten.)

Die Felder sind abgeerntet; in den Wiesen träumt verloren die Herbstzeitlose, und über den Stoppeln leuchten die Gewebe der Herbstfäden in ihrer Feinheit und Zartheit im Sonnenlichte wie gesponnenes Silber, an dem die Tautropfen wie funkelnde Edelsteine hängen.

Ein Volk Rebhühner fliegt auf mit leisem Lachen und ein Hase läuft lange in wilder Hast ihrem Gefährte voraus, um dann plötzlich quer über den Weg zu entfliehen und im Graben sibend, mit angelegten Löffeln, neugierig dem Wagen nachzuschauen.

„Ein Hase über den Weg, ein schlechtes Zeichen“, murmelt die Gräfin, und etwas angstlich-Natürliches ist in dem Blick, mit dem sie ihren Gefährten ansieht.

Dieser aber lacht hell auf, und gutmütiger Spott ist in seiner Stimme, als er sagt. „Bist du abergläubisch, Erika, seit wann denn nur, früher warst du es doch nicht? Wie kann ein harmloses Häuslein dir die Stimmung verderben. Schau doch nur um dich, lasz deine Augen diese Sinfonien von Farben trinken. Diese tiefe Bläue des Himmels, dieser wunderbare Farbenreichtum der Bäume. Sieh nur die silberschimmernden Pappeln, den Goldglanz der Ulmen, das Gelb und Braun der anderen Blätter und die purpurne Pracht der Ebereschen. Ist es nicht, als welten Büsche roter Liebesglut in den Zweigen? — Und wir beide gemeinsam den Zauber dieses weichen Herbstmorgens genießend, Seite an Seite, Hand in Hand.“

Dabei legt sich seine schlanke Rechte fest und behüttend um die schmale Hand der Gräfin, willenslos überlässt diese sie ihm und Hand in Hand verbleiben sie den Rest der Fahrt, bis der Wagen vor dem alten Kirchlein in Greilingen hält.

Nicht lange lauschen sie dem Vortrag des Küsters, der ihnen die Figuren der herrlichen Holzschnitzerei des Altars von Riemenschneider erklärt.

Sie wollen allein sein im Schatten der alten Herrgottskirche und entlassen ihn bald mit einem reichen Geldgeschenk.

Dann sind sie beide allein, die einzige Lebenden im Reiche der Toten.

Unter schattenden Bäumen erhebt sich die Kirche, umgeben von einem kleinen Friedhof mit seinen Gräbern.

Sie rauschen die Bäume über die Stätten der stillen Schläfer, fern schwimmen die abgeernteten Kornfelder und mahnen an den Schnitter Tod.

Langsam wandern sie umher auf dem Gottesacker. Bunte Herbstblumen schmücken die Gräber, leise weht der Wind und lässt die wellen Blätter auf den Gräbern rascheln, zuweilen klappt ein schlecht befestigtes Metallschild mit dünnem Klingen, sonst ist alles totenstill.

Sie wandern umher; hin und wieder stehenbleibend, wenn ein besonders reiches Grabmonument ihre Aufmerksamkeit erregt, dann wieder versuchend, Inschriften zu entziffern, die die Zeit mit harter Hand verlöschte.

Überall blüht und duftet es von den letzten Blumen

des Sommers, kein Hügel ist so armelig, daß nicht ein Mantel farbiger Blüten ihn schmückt.

Berwirkt ist der Unterschied zwischen reich und arm; derselbe Wind, der den Blütenstaub auf die denkmalgeschmückten Grabstätten der Reichen weht, streut ihn auch über die letzten Lager der Armen, die allzeit gütige Natur gleicht am Ende aus, was im Leben so verschieden war.

Lange weilen sie sinnend auf einer schmalen, roh gesäumten Bank unter einer Traueresche.

Leise beginnt die Gräfin zu sprechen; verhalten und weich ist ihre Stimme, als fürchte sie die stillen Schläfer zu stören.

„Es ist doch etwas Wundersames um das Wandeln auf Friedhöfen“, meint sie sinnend, „ich liebe es, mir bei den Toten Frieden und Ruhe für das Leben zu holen. Es ist so beruhigend, dieses Wissen: das Ende ist für alle gleich. — Wie viele Friedhöfe besuchte ich schon in meinem Leben. Besonders gerne weilte ich immer auf dem Friedhof zu Clarends, der ja auch einer der schönsten der Welt sein soll. Welch wundersame Gedanken durchschauerten mich, wenn ich hinab schaute von der Höhe der Toten auf das brausende Leben da unten. In leuchtender Klarheit liegt der grün-blau See mit seinen glitzernden Schaumwellen, weiße Segel gleiten darüber hin. Stolz schimmern die großen Hotelpaläste und wie verschämt liegen die Hütten der Armen.immer mußte ich dann denken, daß in der Stunde des Todes wohl der Ausgleich kommt. Denn wie schwer muß es den Reichen werden, ein Leben voll Glanz und Genuss zu verlassen und den dunklen Weg in das unbekannte Jenseits zu gehen. Wie viel leichter wohl den Armen das Sterben wird, wenn sie die rasilos fleißigen Hände zur letzten Ruhe falten und dem Tage entgegenschlummern, da die Gräber sich öffnen und der Herr sein Urteil spricht über Gerechte und Ungerechte und nicht über reich und arm. Immer noch fand ich Frieden an den Stätten, die ihn verheißen, „Hof des Friedens“, wiewiel Trost liegt doch darin.“

„Wenn ich so auf die Gräber zu unseren Eltern niederschau, Werner“, fährt die Gräfin nach längerem Sinnen fort, „da durchschauert mich immer die Frage: „Was brachte euch wohl das Leben? Ihr stillen Schläfer, kam euch der Tod als Freund oder Feind? Kam er zu schnell und überraschend, war noch ein Schritt in euren Füßen, den ihr gern noch getan, ein Satz, ein Werk noch auf euren Lippen, das ihr gerne noch gesprochen, auf das jemand noch wartete in Hoffen und Bangen? — Oder gingt ihr gerne zur Ruhe, wart ihr müde des Lebens, wart ihr alt und verbrannt und euer Körper faßt und vermittelt, ordentlich schon, wie der Staub, mit dem er sich vermischt? — Was brachte euch wohl das Leben an Freud und Leid, an Liebe und Hass? Was mögt ihr erhofft und erstrebt haben, ihr stillen Schläfer da unten? Manch einer von euch mag auf Erden ein Großer, ein Allmächtiger gewesen sein, einer dem sich viele beugten, der hoch über der Menge stand,

Doch als die Lebensuhr abgelaufen, das Herz stille stand, was wart ihr da anders, ihr Reichen, als die Armen? — Bleibt am Ende nicht allen dasselbe, ein paar Fuß breit Erde, ein paar Bretter zum Sarge? — Denn was wünscht ihr in eurem schmalen, letzten Bette, ob kostbare Blumen euch bedecken, ob stoize Nüden euer letztes Geleit, oder ob nur stille Tränen trauernder Liebe euch folgen. — Euch ist es gleich und das Leben auf Erden geht weiter, der größte, bedeutendste Mensch wird ersezt und vergessen und die Zeit lindert den Schmerz auch um den geliebtesten Menschen."

Sie schweigt, und auch der Maler findet keine Worte. Still ist es im Reiche der Toten.

Herb duften die Blumen des Herbstes und leise fallen die Blätter.

Von ferne nur flingt das Leben hinein in das Schweigen der Gräber, das Rollen des hin- und herfahrenden Wagens und hin und wieder das Knallen der Peitsche des Kutschers, dem die Zeit wohl lang wird.

Dann spricht der Maler und unwillkürlich dämpft auch er seine Stimme: "Welch wundersame Gedanken hinter deiner glatten, weißen Stirne, unter dem Traumgold deiner Haarfülle, Erika. Wie hätte ich unter deinem lächelnden Übermut so tiefes Sinnvermutet. — Das Rätsel des Todes — noch niemand hat es gelöst. Ein wirkes, schweres Rätsel ist schon das Leben, wenige nur finden den wahren Sinn, die rechte Lösung aller Lebensfragen; warum da über das Lebensende hinaus noch grübeln, warum die Schleier des undurchdringlichen Dunkels lüften wollen? — Ist es nicht immer wieder dasselbe Resultat, das Ende alles Zweifelns und Suchens: „Unser einziges Wissen ist, daß wir nichts wissen.“ — Ehe nicht einer der stummen Schläfer, die die Brücke vom Leben zum Tode überschritten, wieder kommt, um uns die Rätsel zu lösen, so lange wird die Menschheit zweifeln und suchen und nichts finden. — Ich muß bekennen, lange schon habe ich es aufgegeben, dem Ursprung des Werdens und Vergehens nachzudenken, schon lange begnüge ich mich damit: nur zu hoffen und zu glauben und nichts zu wissen. — Und schließlich: Was Millionen vor mir, mit mir und nach mir müssen, das werde ich doch auch noch können: ohne Zagen tapfer dem Tode entgegensehen — und ohne Bangen den letzten Weg gehen. — Denn wenn das Leben entslohen, wenn die Seele vielleicht auf einem anderen Stern, in einer anderen Gestalt ein neues Dasein beginnt, dann wünschte ich, daß das, was von mir auf Erden geblieben, verbrannt wird, zu Rauch und Asche wird."

Er schweigt und die Gräfin neigt zustimmend das Haupt.

"Verbrannt werden willst also auch du, Werner, — wie wunderbar, daß wir auch in dem letzten Wunsche uns einig sind. Auch ich habe stets gedacht, den irdischen Rest in Flammen aufgehen zu lassen, sei wohl das Schönste. — Entsetzlich aber scheint mir der letzte Schlaf in einem Erbbegräbnis. Kein Strahl der Sonne, des blauen Himmels fällt hinein, kein Duft von Blüten und feuchtighwerer Erde erfüllt den Raum, kein Vogel zwitschern singt dem stillen Schläfer ein Schlummerlied. — Darum finde ich auch den père Lachaise in Paris so furchtbar, es ist eine meiner häßlichsten Erinnerungen, diese steinerne Stadt der Toten mit ihren Straßen und Häusern."

Er lächelt leicht, und ein heißes Leben flammt in seiner Augen auf.

Etwas Siegesichereres, Lebenstrunkenes ist in seiner Stimme, als er seit den Arni um sie schlängend, heiß und leidenschaftlich flüstert: „Genug jetzt des Grübelns über das, was einstmal kommt, wenn wir gleich diesen stillen Schlafern ruhen. — Noch leben wir ja, Erika, und ein gonges, reiches, sonniges Leben liegt noch vor uns. Heiß und lebensbejahend rollt das Blut noch in unseren Adern, und berauschend liegt die Seligkeit eines jüßen Traumes uns in den Gliedern. — Laß ihn uns leeren bis zur Neige, den Beder gol-

denen Lebensgeheimnisses, wonnigen Liebesglücks. Laß ihn uns gemeinsam gehen, den Weg, den wir noch im Leben, in Sonne und Nacht vor uns haben. — Schau nieder auf die armen Toten und laß uns von ihnen lernen, das Leben zu genießen. Ob da nicht manch einer ruht, der zu spät erkannte, welch ein kostliches Geschenk doch das Leben ist, der, als es zu Ende war, erst inne ward, wie viel des Schönsten und Besten auf Erden er doch versäumt. — Wir haben uns wiedergefunden, Lieb, nach einem Menschenleben sind wir endlich wieder vereint. — Das ist so herrlich, so wunderbar, daß wir nun auch keine Stunde des Glücks mehr versäumen wollen. Ich lasse dich nie mehr, mein bist du und mein bleibst du für Zeit und Ewigkeit.“

(Fortsetzung folgt.)

Radekly.

(An seinem 150. Geburtstag, 2. November.)

Von Dr. Hans Wantoch.

Am 2. November 1766 wurde Graf Radekly geboren. Damals stand 1783 Theresianische Zeitalter im Zenit, es waren drei Jahre seit der Beendigung des siebenjährigen Krieges, eines seit der Kaiserkrönung Josephs II. vergangen. Am 5. Januar 1848 starb Radekly in Mailand. Damals war Österreich noch im deutschen Bunde, war Lombardo-Venetien noch habsburgischer Besitz, war das Königreich Italien erst ein Programm, Deutschland ein Traum. Anderthalb Jahrhunderte seit der Geburt, 68 Jahre seit dem Tode Radeklys vergangen. In dieser Zeit und seither hat sich das Radeklystypus der Welt mehr als einmal gedreht und von Grund auf neu zusammengesetzt. Aber Graf Radekly ist im österreichischen Bewußtsein frisch, eine immerwährende Gegenwart, eine lebhafte und lebendig wirkende Kraft.

Seine Standbilder stehen in Wien und Prag, in Laibach, seine Statuette befindet sich im Arbeitskabinett des Kaisers, an den Wänden in den Räumen der Heeresverwaltung hängen seine Bilder mit der steil ansteigenden Stirn, dem kurzen struppigen Haarschopf, der Knollennase, dem kleinen, struppigen Schnurrbart, und auf der Straße vor dem Fenster pfeift ein Schusterjunge den Radeklymarsch, dieses alarmierende Lied ohne Worte, in dem sowiel vom Wirbel der Sturm trommeln ist und vom Tat-Tat-Gefnatter der Maschinengewehre. Joseph Wenzel Graf Radekly gehört nicht zu den erschrockten Gestalten, die in dem hohen erlauchten, aber immerhin etwas langweiligen Prunksaal der Geschichte stehen, und deren Bilder an Festtagen ein wenig abgestaubt werden. Radekly . . . da fühlt man lebendige Würze, da fühlt man nur frische, sprühende Energie, unerschöpfliche Daseinskraft und gar nichts von feierlicher Entrücktheit und stotschlediger, angegilster Heroengeschichten. Radekly hat mehr als Unsterblichkeit, er hat ein Fortleben und Fortwirken, er ist ein lebendigstes Beispiel der österreichischen Seele, ein stets gegenwärtiger Begriff, ein unerschöpflicher, nie zu erschöpfender Gedanke wie Bismarck im Deutschen Reich.

Das ist das Einzigartige, Wunderbare und fast Rätselhafteste seiner Erscheinung. Es hat vor ihm Große gegeben und nach ihm auch; früher etwa den Prinzen Eugen, den Andreas Hofer, den Erzherzog Karl, nachher Tegetthof und Erzherzog Albrecht. Woher kommt es, daß diese am Ende noch nur Erinnerung, Daten der Historie, Geschichtsbilder sind, Radekly aber eine lebendige Gestalt? Man blättert die Bücher auf, die unmittelbar von ihm erzählen, die Erinnerungen des Feldmarschalleutnants Schönholz und des Ordonnausoffiziers Schönfeld, die Skizzen von Hadlander und Radeklys Selbstbiographie, und man notiert als ersten starken Eindruck: dieser Mann war nicht nur bedeutend, er hatte die weit größere und äußerst seltene Kraft, Bedeutung zu geben, seine Umwelt emporzureihen und jeden einzelnen zur Vollendung und Erfüllung seiner selbst zu bringen; dieser Mann war nicht nur groß, er besaß auch die rare Kunst groß zu machen. 1848 und 1849 war das Heroenzitalter Österreichs! Gegen vierfache Überlegenheit siegte der Oberst Kopal; dem Obersten Sohn wurde in der Schlacht von Vicenza das Pferd unter dem Leibe weggeschossen, er selbst etwas verwundet — er setzte zu Fuß den Kampf fort; dem Oberst Pottornah wurde bei Santa Lucia der Arm weggerissen — er ritt zu General d'Aspre und gab Bericht: „Ich melden Eurer Exzellenz gehorsamst, daß ich“

den rechten Arm verloren habe und mich aus dem Gefecht zurückziehen m.ih.

Schließlich aber: auch aus der Zeit der Türkenkriege, des Prinzen Eugen, des Erzherzogs Karl sind uns eine ganze Menge heldischer Anekdoten überliefert und von den Tirolern des Andreas Hofer erst recht. Dies allein macht nicht die Magie Nadezhks, die uns Österreicher heute noch im Banne hält. Es kommt noch etwas anderes hinzu: das Jahr 1848! Die Sturmwellen dieses Jahres schleuderten das Staats Schiff halslos hin und her — da warf dieser Greis von 82 Jahren an der gefährlichsten Stelle Außer und von da an ging die Gegenwehr der Verübung über das ganze Reich. Aus der Verbannung schrieb Fürst Metternich gleich damals: „Hätte der militärische Geist des Feldmarschalls der absoluten Schwäche der Zentralgewalt nicht die Spitze zu bieten gewußt, was wäre aus dem Reiche geworden!“ Und Grillparzer sang: „In deinem Lager ist Österreich!“ Aber: es war nicht nur in seinem Lager, er war Österreich selbst: In diesem Augenblick verkörperte Nadezhk Österreich (wie Bismarck später dann Deutschland)!

Das ist das Besondere und Einzigartige seiner Erinnerung, was uns ihn teuer über alles und mehr als unsterblich macht! Anderes kommt noch hinzu: er wurde über 91 Jahre alt, er hatte ein voll ausgewirktes Leben und sein bitterer Wunsch trübt die Erinnerung, was ihm bei längerem Erdenkallen noch zu tun vergönnt gewesen wäre. Ihm war alles vergönnt gewesen, in ihm war alles Erfüllung geworden! 91 Jahre währt dieses Leben, aber seine herrlichste Frucht reiste ihm erst im leichten Jahrzehnt. Wie rührend, wie so tiefst erschütternd und voll von einer wunderbaren Thervolldigkeit ist das alles! Und es ergreift uns um so mehr, daß es in diesem Leben auch leere Stellen, zur Untätigkeit verurteilte Jahre und tote Geleise gab. 68 Jahre hat Nadezhk den Soldatenrock getragen. 1774 wurde er gemustert. Unter Laudon kämpfte er — noch zur Zeit Josephs — gegen die Türken und war bei der Eroberung Belgrads dabei. Er kämpfte 1793/94 gegen die Franzosen im damals österreichischen Belgien. Er kämpfte gegen Napoleon an der Trebbin, bei Novi, Marengo und Wagram. Er war der Generalstabchef in der Völker Schlacht von Leipzig. Aber — 1829/31 wurde er als Festungskommandant von Olmütz festgestellt! Dann kam er als Gouverneur in die Lombardei. In seiner Viceregalie wirkten diese zwei leeren Jahre wie die Generalspause in einer Beethoven-Sinfonie.

68 Jahre lang hat Nadezhk „Kaisers Rock“ getragen. Aber — es war der Rock von fünf Kaisern, von Joseph, Leopold, Franz, Ferdinand und Franz Joseph. Und dieses lange Soldateneideln war voll von dramatischer Bewegtheit, von impulsiver Aktion und von kleinen Episoden, die von Geisteswitz, Lebenskraft und unabzählbaren Temperaturen funkeln und sprühen. 1795 errettete er sich und seinen Feldmarschall (Beaulieu) durch einen Sprung in den Minico vor der Gefangennahme; in der Schlacht von Marengo wird ihm das Pferd unter dem Leib weggeschossen; in der Schlacht von Hohenlinden wirft er seine bereits abgeschossene Pistole einem ihm bedrohenden Offizier mit solcher Wut an den Kopf, daß er kampffähig liegen bleibt; der Schlacht von Novi gibt er durch eine plötzliche Korrektur des Sunowowschen Kampfplanes eine glückliche Wendung, und (er erzählt) „alle, die davon hörten, sagten: „Der Nadezhk hat recht!“ 1805 stampft er in Marburg gegen Marmont einen Landsturm aus dem Boden; im gleichen Jahre ist er drauf und dran, Wien gegen Napoleon zu infizieren. Aber noch fast ein halbes Jahrhundert darnach reiht den Dreiundachtzigjährigen die Kampfschäfte so sehr mit, daß er nahe daran war — bei der Verfolgung des Feindes, allen tödlich voraus — von Nachhuten gesangen genommen zu werden. Sein Armeebefehl am Beginn des lombardischen Feldzuges sprach wahr: „Noch ruht der Siegen feit in meiner Hand...“

Dennoch war dieser Mann von hundert Lebenskräften zugleich von einer unbeschreiblichen Wildheit, rücksichtsvoll und von einer bestridenden Zartheit der Seele. „Vater Nadezhk“, nannten ihn seine Soldaten und Schonhals hieß ihn „unfähig, einem Kind etwas zu Leide zu tun.“ Einmal bei der Einnahme von Mailand, fuhren die Jäger eine erbeutete Batterie vor ihm auf und riefen: „Da bringen wir etwas für den Vater Nadezhk!“ Der Feldmarschall bescherte sie mit Dukaten, da riefen sie: „Bivat Nadezhk, jetzt holen wir noch einen!“ — und stürmten in die Schlacht zurück. Ein drittes

Mal aber, nach der Einnahme von Mailand, hieß Oberstleutnant Schlitter den Ordonnanzoffizieren Nachwoche vor dem Schlafzimmer Nadezhks in der Villa Reale befohlen. „Eines Abends spät im tiefsten Neglige erschien ober Nadezhk“, erzählt Schönfeld und flüsterte uns zu: „Legt Euch nur ruhig nieder! Mir geschieht ja doch nix und dem Schlitter werd' ich's nicht sagen...“ Und diesem Bericht folgt der Lieutenant Schönfeld bei: „Solche Güte, solch weitgebende Geduld mußte Männer von Ehrgefühl um so mehr zur strengsten Pflichterfüllung anfeuern.“ Nadezhks Persönlichkeit konnte Vier aus einem Mann machen! Und den Feldzug von 1848 hat er auch in der Tat mit 150 000 Mann gegen 60 000 Mann eröffnet!

Unter Laudon, der zur Zeit Prinz Eugene noch jung war, hat er sich die ersten Spuren verdient. Laudons Theresienkreuz wurde ihm nach der Leipziger Schlacht von Fürst Schwarzenberg an den Waffenrock gehetet. In der Schlacht von Santa Lucia aber, am 6. Mai 1848, bestand der siebzehnjährige Erzherzog Franz Joseph unter den Augen Vater Nadezhks die Feueraufprobe. So ist Nadezhk das starke Mittelglied in der Kette des österreichischen Kriegsruhmes von Eugens Zeiten bis auf unsere Tage. Als der Feldmarschall im Jahre 1857 zum Kommando zurücktrat, brachte er es nicht übers Herz, der Armee Lebewohl zu sagen. Sein Manifest begann: „Soldaten, ich nehme von Euch keinen Abschied, denn ich bleibe unter Euch...“ Es war eine Anspielung auf seine Wohnsitzwahl im Mailänder Palazzo Reale. Dort starb er im Jahre darauf am 5. Januar 1858. Niemals hat er von den österreichisch-ungarischen Soldaten Abschied genommen. Heute noch ist Nadezhk unter ihnen....

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Wie Voelke 40 Siege errang. Über die Kampfmethode Voelkes, die ihn dazu befähigte, die ungeheure Anzahl von 40 Flugzeugen anzufliegen, wird uns geschrieben: Die Tatsache, daß Voelke in einer genau anderthalb Jahre währenden Tätigkeit als Kampfflieger nicht weniger als 40 Flugzeuge, also fast sieben volle Flugabteilungen, vernichtet hat, zeigt schon, daß es sich hier um einen ungewöhnlichen Mann handelt, der neben hervorragendsten Gaben des Geistes und Charakters auch ungewöhnliche Eigenschaften als Kampfflieger aufwies. Schon seine Vorbildung in allen Sportarten hatte ihn dazu befähigt, in der Fliegerei außergewöhnliches zu leisten. Als er am 1. September 1914 seinen ersten Flug auf dem Kriegsschauplatz unternahm, wo er bis zum 1. Mai 1915 als Aufklärungsfighter tätig war, fiel er bereits durch seine vorzügliche Eignung zum Flieger auf. Die schwersten Aufgaben der Aufklärung übernahm er ohne zu zaudern und führte sie alle mit vollem Erfolg durch. Seine Kampfesnatur duldet ihn aber nicht länger bei seiner Aufklärungstätigkeit und er widmete sich nun der Kampffliegerei. Diese Kampfesnatur war es in erster Reihe, die ihn dazu befähigte, so ungewöhnliche Erfolge zu erzielen. Er hat selbst einmal als Ursache seiner zahlreichen Siege erklärt, daß ein ruhiges Herz, ein scharfer Blick und eine feste Hand allein ihm die Erfolge verschafft haben. Diese moralischen Eigenschaften sind naturgemäß die ersten Bedingungen für eine erfolgreiche Kampffliegertätigkeit. Aber es waren bei Voelke nicht die einzigen Grundlagen seiner Siege. Es kam dazu die vollkommene Beherrschung aller technischen Fragen des Flugzeuges. Er war ein Meister in allen mit dem Aufstieg und Landung des Flugzeugs zusammenhängenden Dingen. So konnte er von sich auch rühmend sagen, daß er nur verhältnismäßig sehr wenig Furcht gehabt habe. Überall landete er mit größter Sicherheit, auch hinter den feindlichen Linien, gleichzeitig ob auf einem ebenen Gelände oder einer eisbedeckten Landschaft. Ein englischer Flieger hat einmal seine Kampfmethode beschrieben: Voelke kommt mit völliger Ruhe an den Feind heran. Keine Aufregung scheint ihm fremd zu sein. Man fühlt die Sicherheit, mit der er jeden Handgriff unternimmt. Ist er am Feinde, dann bringt er verwegen und furchtlos auf ihn ein, lädt sich auf ihn herabfallen oder greift ihn von der Flanke an, kommt ihm mit ungeheurer Schnelligkeit in den Rücken, und weiß so jede Schwäche des Feindes auszunutzen und zu seinem eigenen Vorteil zu gestalten. Wenn der Feind stark ist, dann ermüdet er ihn durch eine ungewöhnliche und furchtlose Geschicklichkeit so lange, bis die Nerven des Feindes versagen und Voelke trocken den Sieg

erringt. Wenn mehrere Feinde ihn angreifen, dann weicht er allen geschickt auszuweichen, greift zunächst den schwächsten an oder der zu ihm am günstigsten steht und erringt auch so über mehrere Feinde den Sieg. So arbeitete der Kampfflieger Voelde und konnte damit seine ungewöhnlichen Erfolge erzielen. Bemerkenswert ist, daß Voelde auch als Lehrer hervorragendes leistete. Es dürfte nicht allgemein bekannt sein, daß unser Fliegerheld Immelmann auch ein Schüler Voeldes gewesen ist. Immelmann wird sicherlich auch von Natur aus gleichfalls hervorragende Gaben für die Kampffliegerei mitgebracht haben. Aber es ist auch kein Zweifel, daß Voelde es sicherlich verstanden hat, auf seine Schüler, auch auf Immelmann, eine Wirkung hervorzurufen, die bei den Kampfflügen seiner Schüler späterhin glänzend gutage trat. So war Voelde als Aufklärungsflieger, als Kampfflieger und als Fluglehrer gleich groß und bedeutend.

Der verdächtige „Bluff“. Die französischen Sprachreiniger sind einem neuen verdächtigen Wort auf die Spur gekommen. Es handelt sich um den auch bei uns bekannten Ausdruck „Bluff“, der seit einiger Zeit in Frankreich — wahrscheinlich im Gange der französisch-englischen Verbrüderung — vielfach gebraucht wird. Anfangs hat man dies auch ohne jeden Argwohn, in dem beruhigenden Gefühl, einem englischen Wort in Frankreich eine neue Heimat eröffnet zu haben. Doch wie eine Freude nur selten ungetrübt bleibt, so geschah es auch diesmal. Ein besonders gieriger Bulcherwurm brachte nämlich als Ergebnis vielerwichtiger Forschungen den Verdacht gutage, daß das Wort „Bluff“ deutschen Ursprungs sei, indem es wahrscheinlich auf den deutschen Ausdruck „verblüffen“ zurückgeführt werden müsse. Das „Journal des Débats“, das anscheinend, — vielleicht aus egoistischen redaktionellen Gründen — den „Bluff“ sehr liebt, wirkt sich als Verteidiger auf, indem es diese Verdächtigung des Wortes energisch zurückweist. Wenn man schon nicht glaube, daß Bluff eine Bezeichnung rein englischen Ursprungs sei, so wäre es doch zunächst international. Es sei nämlich zuerst beim Pokerspiel gebraucht worden, und dieses läbliche Spiel sei bekanntlich außerordentlich international. Also ...

Allerseelen. „Es blüht und funkelt heut auf jedem Grabe, Ein Tag im Jahre ist den Toten frei“ —, so singt der bekannte Tiroler Dichter Hermann Gilius in seinem bekanntesten und berühmtesten Gedichte vom Allerseelentag, den die katholische Kirche dem Andenken der abgeschiedenen armen Seelen gewidmet hat. An diesem dritten Kriegs-Allerseelen wird freilich der Gottsacker nicht wie im Frieden im Glarze unzähliger Lichter erstrahlen, aber die forgerde Liebe wird nicht minder als früher der Verstorbenen gedenken und ihnen die leichten Blüten des Herbstes und manch bunten Schmuck auf ihre letzte Ruhestätte legen. Der Vers des Tiroler Dichters „Ein Tag im Jahre ist den Toten frei“ hat aber noch eine besondere Bedeutung. In Tirol pflegt man noch vielfach auf dem Lande an diesem Tage Fuchen zu genießen, die auf besondere Art gebadet sind und die „Seelstüde“ genannt werden. Der Hausherr stellt dann um den Überrest dieser Speise Lichte herum und sagt: „Das gehört den armen Seelen.“ In Flandern errichten die Kinder am Abend vor dem Allerseelertag neben der Haustür auf der Straße kleine Altäre, irden sie Krugfigur der Madonnenbildchen zwischen brennende Kerzen auf Stühle oder Schemel sehen, und bitten Vorübergehende um einige Geldstücke „zu Ruchen für die Seelchen im Fegefeuer“. Denn am nächsten Morgen ist es in ganz Flämisch-Welgien üblich, kleine, mit einem Kreuz verzierte Brötchen zu backen, die zielenvrode, Seelenbrötchen, heißen. In Antwerpen tut man Safran in die Brötchen, um die Flammen des Fegefeuers anzudeuten, und man ist sie heiß, indem man bei jedem ein Gebet für die Seelen im Fegefeuer spricht. Alnlchen Bräuchen begegnet man in Schwaben, Böhmen, Niederösterreich usw. In slawischen Ländern trägt man am Allerseelentag Speisen auf die Gräber und stellt brennende Lichter daneben. Dort haftet noch im Volke ganz allgemein der Glaube, daß an diesem Tage die armen Seelen aus dem Fegefeuer auf die Erde kommen, um so für einen Tag von ihren Qualen auszuruhen. Die Worte des Tiroler Dichters „Ein Tag im Jahre ist den Toten frei“ haben also auf diesen Glauben Bezug, der ebenso wie jetzt in den slawischen Ländern einst in ganz Deutschland gehegt wurde und von dem sich, wie wir gesehen haben, Spuren bei uns bis zum heutigen Tage erhalten haben. Auch andere Dichter haben denselben Gedanken wie

Gilm behandelt, am ergreifendsten tat dies wohl Hebbel in seinem bekannten Gedicht „Requiem“:

„Seele, vergiß sie nicht,
Seele, vergiß nicht die Toten!
Sieh, sie umschweben dich,
Schauernd, verlassen.
Seele, vergiß sie nicht,
Seele, vergiß nicht die Toten!“

Der Humboldt des 17. Jahrhunderts. (Zum 200. Todestag Engelbert Kaempfers.) Vor 200 Jahren, am 2. November 1716, starb in seiner Vaterstadt Lemgo (Fürstentum Lippe) als Leibarzt des damaligen Grafen von Lippe der berühmte Forschungsreisende Engelbert Kaempfer, dem Europa die ersten zuverlässigen Nachrichten über Japan, das japanische Leben und insbesondere über die japanische Pflanzenwelt verdankt. Er wurde am 16. September 1651 als Sohn eines Pfarrers geboren, besuchte die Universitäten Danzig, Krakau, Königsberg und bildete sich in Medizin, Chirurgie und den kaum noch wenig beachteten Naturwissenschaften aus. Sein Wandertrieb führte ihn 1680 nach Upsala, wo die Brüder Pufendorf sich seiner annahmen. Hier ließ er sich dazu bestimmen, sich als Arzt einer Gesandtschaft anzuschließen, die der König von Schweden 1683 in Handelsangelegenheiten nach Russland und Persien schickte. Der aus 30 Köpfen bestehende Zug erreichte im Juli Moßkau, zog weiter über Kasan, Astrachan, das Kaspiische Meer und traf im März 1684 in Ispahan ein. Kaempfer war währenddessen unablässig bemüht, sich naturwissenschaftliche, geographische, ethnographische und Sprachenkenntnisse anzueignen, während er über seine Beobachtungen sorgfältig Tagebuch führte und Zeichnungen aufnahm. Insbesondere machte er einen Ausflug nach den Feueranbetern heiligen Stadt Valu mit ihren Naphthaquellen, die er durch eine Schrift zuerst bekanntgemacht hat, besuchte die Ruinen von Persepolis und Pasargadae und durchreiste, unermüdlich beobachtend, ganz Persien. Nach Rückkehr der schwedischen Gesandtschaft blieb er in Persien, um von hier aus weitere Forschungsfahrten zu unternehmen. Die Mittel zu seinen neuen Fahrten und Forschungen erwarb er sich überall durch die Ausübung der ärztlichen Praxis. Eine Zeitlang war er in Tiflis als Leibarzt des Fürsten von Georgien tätig, der ihn vergeblich durch Gunstlezezeigungen zu fesseln suchte. Er kehrte nach Persien zurück und begab sich von Ispahan mit einem holländischen Schiffe nach Ceylon, Cochin und Bengal. Im September 1689 langte er in Batavia an, wo er sich längere Zeit mit dem Studium der japanischen Tier- und Pflanzenwelt beschäftigte. Hier sah er im Jahre 1690 den Entschluß, eine Gesandtschaft der Holländer nach Japan zu begleiten, um dieses damals in Europa noch fast ganz unbekannte Reich, das ausschließlich mit Holländern zu Nagasaki in Handelsverkehr stand, zum Gegenstand seiner Forschungen zu machen. Da die Gesandtschaft zunächst an der Küste von Siam landete und den Hof des dortigen Kaisers besuchte, so fand Kaempfer Gelegenheit, auch über dieses Reich, besonders über Religion und Sitten der Siamesen, Nachrichten zu sammeln. Nach heftigen Stürmen, wodurch er einen Teil seines Reisegepäcks verlor, erreichte das Schiff den Hafen von Nagasaki. Das Misstrauen der Regierung gegen Fremde bannte den Verkehr der Holländer mit den Japanern in die engsten Schranken und bereitete dem Forscher überall Hindernisse und Gefahren, aber der glühenden Wissbegierde Kaempfers gelang es dennoch, durch Geschicklichkeit und unermüdliche Ausdauer diese Hindernisse zu besiegen und sich allmählich über das geheimnisvolle Land eine Fülle der interessantesten Nachrichten zu verschaffen, wie es vor ihm noch niemand, auch nicht den Missionaren der Jesuiten gelungen war. Er begleitete die holländischen Gesandten zweimal an den Hof des Kaisers nach Jeddo und fand mehrmals Gelegenheit, tiefer in das Land einzudringen und dessen Staats- und Kulturzustände mit merkwürdiger Beobachtungsgabe zu erforschen. Nach einem Aufenthalt von mindestens zwei Jahren begab er sich wieder nach Batavia, verweilte eine Zeitlang am Kap der Guten Hoffnung und traf im Jahre 1694 wieder in Holland ein. Nachdem er in Leyden die medizinische Doktorwürde erlangt hatte, kehrte er endlich mit einem überreichen Schatz von Erfahrungen und Kenntnissen in seine Heimat zurück, ließ sich auf einem kleinen Gute in der Nähe von Lemgo (Steinhof zu Vieme) nieder, wurde vom Grafen von Lippe zum Leibarzt ernannt, verheiratete sich um 1700 und starb zu Vieme am 2. November 1716.